

Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 22 (1918)

Artikel: Die Gabe des Teufels
Autor: Wenger, Lisa
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-574039>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

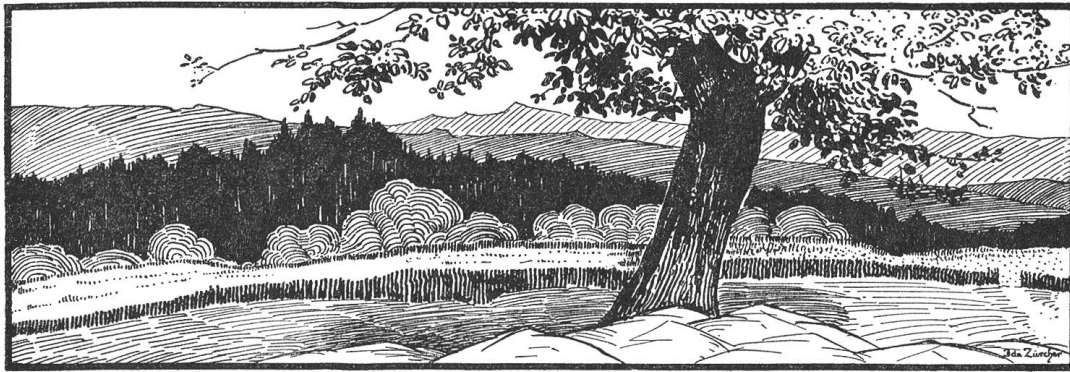
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 18.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Die SCHWEIZ
1917

An die Taube

Flieg auf, meine Taube, flieg auf
Heut oder in hundert Stunden!
Dich hält keine Fessel gebunden —
Flieg auf, meine Taube, flieg auf!

Dein Knabe hemmt dich nicht!
Begehre, bei ihm zu bleiben!
Begehre, in Stürmen zu treiben!
Dein Knabe hemmt dich nicht!

Erschwinde dich hoch empor,
Wo die Wipfel im Winde sausen,
Wo wilde Wirbel erbrausen —
Erschwinde dich hoch empor!

Kehrst du dereinst zurück,
O schlag nicht die müden Flügel
Ueber meinem grünen Hügel —
Kehrst du dereinst zurück!

Adolf Frey, Zürich.

Die Gabe des Teufels.

Ein Märchen von Lisa Wenger, Delsberg.

Nachdruck verboten.

Ein junger Bursche, den seine Mutter in die Fremde geschickt, war auf dem Wege nach seinem Heimatdorf. Sein Herz war voll Fröhlichkeit. Er sang vor sich hin, daß die Vöglein auf den Bäumen einfielen und jubilierten, daß es eine Freude war. „O, wie ist die Welt so schön, o, wie ist die Welt so schön!“ klang es in des Burschen Seele. Er nahm seine Fiedel vom Rücken (denn er war ein gottbegnadeter

Musiker), stellte sich auf einen kleinen Hügel in die Sonne und geigte sich eins. Darauf ging er dem nächsten Dorfe zu, fiedelte und sang so laut und lustig, daß die Kinder aus den Häusern sprangen, um ihn herum tanzten und sich so ihres Lebens freuten, daß der Ortspolizist seinen Kopf aus dem Fenster streckte, um zu sehen, ob es nicht etwas zu verhaften gebe.

Der Musikanter zog weiter. Auf seinem

Sut steckte ein Sträußchen, und an seinem Gürtel hing ein Beutelein, das leer, aber schön gestickt und verziert war. „Bringe es voll Gold nach Hause,“ hatte sein Schatz zu ihm gesagt, „daß wir bald heiraten können.“ Aber die Mahnung hatte nicht viel genützt. Leer war es, und leer blieb es; denn der Dominik — so hieß der Bursche — dachte gar nicht daran, sich für seine Musik bezahlen zu lassen, und wenn er hie und da einmal daran dachte, so vergaßen es die, die zuhörten. „Was schadet das,“ meinte er sorglos. „Wenn einer nur ein fröhliches Herz hat! Und was habe ich alles in der Fremde gehört und gelernt, das mehr wert ist als so ein Beutelein Goldes!“

Wie er so vor sich hin sann, hörte er plötzlich ein klägliches Heulen und konnte nicht unterscheiden, ob es das Jammern eines Kindes oder eines Hundes sei oder ob gar der Nachtvogel schrie; denn es war inzwischen dunkel geworden. Er ging auf das Gebüsch zu, aus dem die Hilferufe kamen, und sah einen Mann in einer tiefen Grube liegen, in die er unversehens gefallen sein mußte. „Gleich bist du oben,“ rief Dominik in die Grube hinunter, holte einen Tannenast, hielt sich an einem Baume fest und langte mit dem Ast in die Grube hinunter. Und hast du nicht gesehen, war der Mann oben. Wäre es nicht so dunkel gewesen, so hätte der Dominik sehen können, daß er einen Pferdehuf hatte, mächtige, graue Augen, von denen man nicht wußte, waren sie schön oder häßlich, und kleine Hörner auf der Stirne, wie ein Ziegenböcklein. Dominik aber sah nichts. Der Mann bedankte sich höflich und sagte: „Du darfst einen Wunsch tun. Drei habe ich zu vergeben, einen davon wähle!“

„Bist du vielleicht der liebe Gott?“ fragte Dominik ehrfürchtig.

Der Mann mit dem Pferdehuf lachte. „Was kümmert dich das!“ sagte er. „Wer ich bin, wirst du schon noch merken. Meine erste Gabe ist die, daß du nie sterben mußt.“

„Gott soll mich bewahren,“ rief Dominik erschrocken. „Da würde ich ja so alt wie Methusalem oder gar wie der ewige Jude, der jetzt noch durch die Welt zieht. Nein, behalte deine Gabe. Ich will sie nicht.“

„Die zweite Gabe ist,“ sagte der Teufel, „daß du alles, was geschehen wird, vorher wissen sollst.“

„Lieber tot sein,“ schrie Dominik, „als das! Da müßte ich ja Tag und Nacht in Sorgen sein und hätte Tag und Nacht keine Ruhe mehr und könnte mich nie mehr meines Lebens freuen. Behalte deine Gabe!“

„Die dritte ist,“ fuhr der Teufel fort, „die allerschönste und beste.“ Er übergab Dominik ein winzig Büchlein. „Bestreichst du damit deine Augen, so wirst du in den Herzen der Menschen lesen können.“

„Das gefällt mir,“ sagte der junge Bursche. „Böses kann da nicht dahinter stecken; denn ich habe alle Leute lieb, und alle Leute haben mich lieb, und ich möchte das gerne in ihren Herzen lesen.“

Der Teufel grinste; aber Dominik sah es nicht, denn nun war es ganz finster geworden. Er nahm die Salbe, dankte dem Teufel, steckte die Salbenbüchse in sein leeres Beutelein und ging seiner Wege. Aber nach wenigen Schritten schon gelüftete es ihn, die Salbe und ihre Kraft zu erproben. Er strich sich soviel davon auf seine Augenlider, wie Platz hatte, legte sich auf das Moos unter eine schöne Tanne und schlief bald ein. Es war eine warme, duftende Sommernacht.

Als er am andern Morgen erwachte, war er nicht so fröhlich und ihm war nicht sorglos zu Mute wie sonst. Er schüttelte aber den Mißmut ab und zog weiter, dem nächsten Dorfe zu. Dicht vor dem Wirtshaus begegnete er einem Trüpplein junger Mädchen. Er grüßte sie freundlich und fragte, wohin des Weges.

„Einen Geiger suchen,“ sagte die eine. „Heute ist da drinnen Hochzeitsfest, und unser Geiger hat sich die Hand gebrochen. Wie sollen wir denn tanzen?“

„Ich spiele euch auf!“ rief Dominik.

Da erst sahen sie die Geige auf seinem Rücken und umschmeichelten ihn und taten zärtlich und warfen ihm süße Blicke zu; denn sie wollten gar zu gerne tanzen.

Aber eben, als er mit ihnen in das Wirtshaus eintreten wollte, las er plötzlich in dem Herzen des schönsten der Mädchen: „O du lieber Gott, wenn ich mit dem Rothaarigen nur nicht tanzen muß!“ Und ehe er sich noch von seinem Schrecken

erholt, wußte er schon, was im Herzen der andern, der reichsten, vorging. „Zum Tanzen wird mich der Kerl doch wohl nicht auffordern,“ dachte sie, „ein Musikante, ein Habenichts und fahrender Lump!“ Und die dritte dachte: „Ach, was bin ich froh, hat mein Schatz keine solche dürrn Beine wie der Grashüpfer da!“

Dominik stand wie eine Bildsäule, und während er so stand, streichelten und zerrten ihn die Mädchen, versprachen ihm Tänze, soviel er wolle, und guckten ihm verliebt in die Augen. Dominik riß sich los und rannte davon. „Bin ich denn gar so häßlich,“ dachte er, „daß es in den Herzen der Mädchen so aussieht? Ich will die Mutter fragen, wann ich wieder bei ihr bin.“ Aber beim nächsten Bächlein sah er wohl, daß die Mädchen die Wahrheit über ihn gedacht, wenn auch ihr Mund gelogen hatte. „So steht's also mit mir,“ sagte sich der arme Bursche und hätte fast geweint; aber seine Augen blieben trocken. Die Welt schien ihm gar nicht mehr so licht und klar wie vordem, die Blumen hatten keine leuchtenden Farben mehr, die Sonne war zu heiß und die Landstraße zu staubig. Seine ganze Fröhlichkeit war verschwunden, er mochte nicht einmal mehr auf seiner Fiedel spielen.

Da kamen Leute daher, und als er aufsah, waren es seine drei Freunde, die mit Flinte, Fischgerätschaften und Netzen auszogen. „Wohin des Wegs?“ fragte er. „Rehmt mich mit!“

Ziehend drängten ihn die drei mitzukommen, denn sie gedachten ihm ihre Gerätschaften aufzuhalsen. Aber plötzlich las er es in ihren Herzen und sah, wie wenig willkommen er ihnen war, wie sie nur so auf ihn einredeten, um sich ihrer Last zu entledigen, und wie sie ihn ob seinem Ungeschied in solchen Dingen verspotteten. Er schüttelte den Kopf, sagte, daß er weiter müsse, und lief, so schnell er konnte, davon.

Das Bächlein, das der Landstraße entlang floß, rauschte traurig, die Bäume schüttelten betrübt ihre Wipfel, und müde lief Dominik dem Dorfe zu; denn er mochte mit keinem Menschen sprechen, und er fürchtete sich vor dem, was ihre Herzen bargen. Er merkte jezt, daß es unmöglich der liebe Gott gewesen sein konnte, der ihm die arge Gabe verliehen, und schalt

den Teufel, der ihm seine Wohltat so übel gelohnt. Da sah er, kurz ehe er in das Städtlein einzog, wo seine Mutter wohnte, den Vater daherkommen, und Freude wallte in seinem Herzen auf. Er stellte sich neben die Straße, daß der Vater ihn unerwartet sähe und begrüße. Aber der ging weiter, in tiefe Gedanken versunken und die Hände auf dem Rücken. Dominik las in seinem Herzen, daß der Vater eben über einen Weg nachdachte, wie er dem ältesten Sohne, der tüchtig und angesehen war bei den Menschen, sein Hab und Gut vermachen könnte; denn der Dominik, der unnütze Fiedler, der leichtsinnige Musikante, würde sein, des Vaters, Erspartes doch nur vertun und wenig schäzen. Auf alle Fälle würde er nicht, wie sein Vater, dem Lande und dem Städtlein, in dem er wohnte, seine Kräfte leihen und dienen als treuer Bürger; denn ihm lag Zigeunertum im Blute. „Ein fauler Knecht,“ schloß der Vater sein Selbstgespräch, „ein schlechter Zweig am starken Stamme meines Lebensbaumes, das ist der Dominik auf alle Fälle!“

Dominik ließ voll Schmerz den Kopf hangen. Also so dachte der Vater von ihm? So verachtete er ihn? Und doch hatte er den Liedern des Sohnes gerne gelauscht und hatte, wenn Gäste da waren, ihn gerufen, daß er ihnen aufspiele. Und an dem großen Feste der lieben Gottesmutter hatte der Dominik doch zu ihrer Ehre und zu des Vaters Stolz in der Kirche so schön gespielt, daß die Leute nachher ihre Schnupftücher zum Trocknen hängen mußten. Und jezt? Ein unnützer Fresser, ein Musikante, ein Landfahrer? Dunkel wurde der Himmel und so schwarz, daß Dominik dachte, es hinge ein Gewitter in den Lüften. Aber er sah nicht hinauf. „O du heilloser Teufel,“ sagte er laut und zornig, „hätte ich dich in deiner Grube verenden lassen, wie wäre mir jezt wohl!“ Er rieb sich die Augen, spuckte auf den Finger und dachte so die Salbe wegzubringen. Er wusch sich die Augen im Bächlein, das getreulich mit ihm gezogen; aber es half alles nichts, die böse Gabe wollte nicht weichen.

Endlich war er im Städtlein, nahe beim Brunnen, angekommen; da stand sein Schatz und holte Wasser. Sie lachte ihn von weitem an mit ihren weißen

Zähnen. Dann aber erlosch das Leuchten in ihren Augen; denn sie hatte das leere Beutelein bemerkt, das so trostlos an Dominiks Gürtel baumelte. Er las, was sie dachte und wie sie ihn verachtete ob seiner Armut, und sah, daß ihre Gedanken schon auf dem Weg nach einem reicheren Freier waren, und ehe sie ihn noch anreden konnte, war er schon an ihr vorüber und durch das Städtlein gelaufen und auf der andern Seite hinaus, als sei der Böse ihm auf den Fersen. Draußen warf er das Beutelein, das sie ihm gestickt, in den Bach und bog bei einem Kreuzweg ab. Zu seiner Mutter mochte er nicht gehen; denn er getraute sich nicht mehr an ihre Liebe zu glauben, und es graute ihm davor, auch in ihrem Herzen Böses zu lesen. Er hätte das nicht ertragen können, daß auch sie ihn mißachtete und beiseite schob. Da wollte er lieber gleich weiter ziehen. Todestraurig lief er so dahin. Ramen Menschen, so wich er ihnen aus. Hörte er Musik, so hielt er sich die Ohren zu. All die lustigen und fröhlichen Weisen, die er geliebt hatte, mochte er weder spielen noch mitanhören, traurige Musik aber betrückte ihn so, daß er am Wege sitzen und den Kopf in die Hände stützen mußte. Zuletzt steckte er sich auch noch Baumwolle in die Ohren, damit er das Rauschen des Bächleins, das Singen der Vögel und das Lachen der Kinder nicht mehr hören müsse. Nur in ganz dunkeln Nächten spielte er auf seiner Geige, wenn er gar nicht mehr aus und ein wußte und er ganz an den Menschen verzweifelte. Aber dann schluchzte und weinte die Fiedel, und ihm war, als höre er das Höhnen der Mädchen, das Spotten der Freunde, die Mißachtung des Vaters und das enttäuschte und zornige Lachen seines Schatzes. Dann hängte er die Fiedel an den Nagel und spielte lange nicht mehr.

Aber endlich packte ihn das Heimweh nach der Mutter so gewaltig an, daß er den Weg, auf dem ihm so viele traurige Erkenntnisse gekommen, dennoch zum zweiten Male machte. Am Tore, ganz in Efeu eingebettet, stand eine kleine Kapelle. Darinnen hütete die Gottesmutter den Schlaf ihres Kindes, das friedlich lächelte, und wo eine Mutter im Land um ihren Sohn trauerte oder für ihn fürchtete, machte sie

sich auf und schüttete der Mutter des Herrn ihr Herz aus. Eine leise Musik ertönte, als Dominik vorüberging. Sie lodte ihn, und er trat ein. Durch die bläulichen und goldenen Scheiben flimmerte es und schuf dem kleinen Gotteshaus ein seltsames Licht. Dominik blieb am Eingang stehen. Da sah er seine Mutter vor dem Altare auf den Knieen liegen und der Maria eine ganze Garbe Blumen anbieten. Zaghaft stand Dominik still, voll Angst vor dem, was im Herzen seiner Mutter geschrieben stehen könnte. Er preßte die Hand auf sein Herz, wagte es endlich und las, was die Mutter betete. Das lautete so:

„Liebe Mutter Maria, du, die du aller Mütter Herzen kennst, schütze meinen Sohn, daß er nicht in die Irre gehe. Führe ihn zurück zu mir, wenn die Zeit seiner Wanderung erfüllt ist. Du kannst ihn erkennen an seinen roten Haaren, die in der Sonne schimmern wie Gold, an seinen schlanken Beinen, die so flink über Stod und Stein zu laufen vermögen, an seinen blauen Augen, die den deinen gleichen, vor allem aber an seiner Musik. Die Fiedel, die dir das Loblied sang, trägt er auf dem Rücken. Häßlich ist er, süße Mutter, und doch so schön, ein Kind, das die andern verlachen, und Klugheit ist ihm nicht gegeben. Sei du klug für ihn, gieße die Schönheit deines Herzens über ihn aus, daß er einer andern nimmermehr bedarf.“

So betete die Mutter. Dominik war langsam näher gekommen, und sein Herz wollte ihm vor Freude zerspringen. Er riß die Fiedel vom Rücken, sah erst der Mutter, dann der Gottesmutter in die Augen und spielte, wie er nie gespielt. Nicht nur fröhliche und lustige Weisen, die die Kinder tanzen machten, und auch nicht traurige, die Unglückliche und Verlassene zum Weinen brachten, nein, beide zusammen schmolzen zu einer wunderbaren Harmonie zusammen, zu einem Ganzen, das Himmel und Erde umschloß, das hoch und niedrig war, menschlich und göttlich zugleich. Und dabei lachte er, und die Tränen liefen ihm über die Wangen. Als er endlich wieder hell aus den Augen schauen konnte und des Teufels Salbe weggeschmolzen war, fiel er der Mutter

um den Hals. Lächelnd sah Maria auf die beiden nieder.

Und an dem Tage war Dominik ein großer Musiker geworden: Böse und Gute, Weise und Törichte, Männer und Frauen

hörten den Klängen seiner Fiedel gleich gerne zu. Doch gelang es ihm sein Leben lang nicht, herauszufinden, ob der Mann, dem er damals aus der Grube geholfen, der liebe Gott oder der Teufel gewesen.

Die Aristokratin.

Skizze von Kurt Münzer, Zürich.

Nachdruck verboten.

„Ich liebe Sie! Der Rhythmus Ihres Ganges läßt mich schwindeln, der Klang Ihrer Stimme weckt das Chaos in meinem Gehirn: ich bin Musiker. Der Anblick Ihrer Haare, der blaue Schatten auf Ihrer weißen Stirn, die schmale Stichel Ihres Mundes, blaß wie rötlicher Herbstmond, foltern und beseligen meine Augen: ich bin Maler. Die Ahnung Ihres Geschicks, Ihr dumpfes Leben in diesem Schlosse, Ihre Sehnsucht, Ihnen selbst unbekannt, Glück und Jammer, die um Sie kämpfen — alles das erlebe ich, weil ich Dichter bin. Ich bin, was nur ein Mensch sein kann, geworden, weil ich Sie liebe. Oder liebe ich Sie, weil ich Maler bin, Musiker und Poet? Und weil ein einfacher Mensch zu sein, nicht reicht, Sie zu fassen und also zu lieben? Ich will Sie sehen, hören, spüren. Sie sollen, nackt hinter dem Schutze Ihrer Schönheit, vor mir singen, ehe Sie an meine Brust sinken — ich sehe Sie: Sie gleiten zu mir herab wie ein Segel, rosig in der Abendsonne, vom Winde gefüllt und gebeugt auf das Wasser, die Woge, auf mich, der sich aufhebt, Sie zu küssen. Sie sind Mädchen, Jungfrau, Gräfin, unwissend, ahnungslos — Sie werden Frau sein, Weib, Mensch, allwissend, allfühlend. Sie haben mich zum Gott gemacht: ich will Sie vergöttlichen. Schranken sind da für Flügel. Steigen Sie auf, Geflügelte, und erreichen Sie meine Wolke. Ich liebe Sie. Ich warte, ich weiß, ich will. Lieben Sie mich — und die Welt ist Ihre. Lehmann.“

Lehmann saß am Flügel im Gartensaal und beendete die Toccata. Er nahm den Brief aus seiner Tasche, legte ihn auf die Tasten und schloß den schwarzen Deckel. Es rauschte in den Saiten geheimnisvoll, in den Topfgewächsen knisterte es. Er ging hinaus.

Der Abend verlief gewohnterweise. Lehmann, der Hauslehrer, brachte seine

beiden Zöglinge in ihr Zimmer und lehrte nicht zurück. Unten im Gartensaal lag ein Band Reuter aufgeschlagen, aus dem er vorzulesen pflegte. Der Graf, die Gräfin warteten. Komtesse Jakobea dachte: „Er hat mich den ganzen Abend nicht angesehen. Seine Augen glänzten. Verachtet er mich? Seit vier Wochen — solange ich wieder hier bin — hat er nicht ein Wort über seine Pflicht hinaus zu mir gesprochen. Ich hasse ihn. O! Was denkt er sich! Ich habe in den drei Jahren kolossal viel gelernt. Und ich kenne das Leben. Ach...“

Sie sortierte ein Duzend oder mehr Ansichtskarten, die heute aus dem Pensionat gekommen waren. Man machte da unten eine Frühlingsreise an den Langensee. Ohne sie. Sie saß auf einem einsamen Gut im Norddeutschen. Allein und unverstanden, allen entfremdet. Siebzehn Jahre und schon unglücklich. Das Leben war unerträglich. Welche Schmach: zu lieben und nicht geliebt zu werden... Wie blaß war er, wie schlank und vergeistigt! Mit nachlässiger Stimme sagte er ungeheure Weisheiten. Warum war sie nicht klein und jung wie die nachgeborenen Zwillinge? Die durften ihn umarmen, auf seinen Knien sitzen — Sie errötete und bückte sich über einen Dreifarbendruck der *Isola bella*. Dort mit ihm...

Sie stand auf.

Der Graf sagte: „Soll man Herrn Lehmann rufen? Diese Taktlosigkeit, sich so zu entfernen, muß doch gerügt werden.“

Die Gräfin klappte mit verborgener Genugtuung den Reuter zu und sagte schläfrig: „Ach, laß, Hegewald, auf morgen. Jakobea spielt etwas.“

Jakobea war an den Flügel getreten, setzte sich und hob den Deckel auf. Sofort sah sie den Brief. Er war ohne Aufschrift. Sie öffnete ihn. Er trug keine Anrede, aber die ersten drei Worte entführten sie ins Unendliche, Romantische und Wun-